

Ist die Kirche noch im Dorf?

Ein Gespräch mit Pfarrer Walter Friedberger

In der modernen Industriegesellschaft haben sich viele geschichtlich oder geographisch bedingte Unterschiede im Leben der Menschen nivelliert. Auch die kirchliche Verkündigung hat es überall mit den gleichen Problemen und Herausforderungen zu tun. Dennoch hat der ländliche Raum kulturell wie religiös-kirchlich immer noch eine unübersehbare Eigenprägung. Über die Situation der Kirche auf dem Land sprachen wir mit Walter Friedberger, Leiter der Theologischen Fortbildung Freising und Pfarrer in einem niederbayerischen Dorf. Die Fragen stellte Ulrich Rub.

HK: Herr Dr. Friedberger, wenn gegenwärtig Überlegungen zur Situation und zu Neuansätzen der Pastoral angestellt werden, ist vom ländlichen Raum selten die Rede. Liegt das daran, daß auf dem Dorf die Welt auch für die Kirche noch in Ordnung ist, oder hat es damit zu tun, daß man die anstehenden Probleme unterschätzt oder verdrängt?

Friedberger: Ich glaube, daß letzteres zutrifft. Man hat sich lange Zeit, vor allem in bezug auf die kirchliche Bindung der Bauernschaft als Kern der ländlichen Bevölkerung zu sicher gefühlt und beginnt deshalb jetzt erst, die besonderen Probleme und Schwierigkeiten der Landpastoral zu reflektieren. Das hat natürlich auch damit zu tun, daß sich in den Großstädten der Einbruch der Säkularisierung sehr viel früher und dramatischer bemerkbar gemacht hat, während die Entwicklung auf dem Land langsamer und unauffälliger vor sich ging.

HK: Deuten nicht viele Anzeichen darauf hin, daß die Säkularisierung inzwischen auch die Dörfer, die ländliche Bevölkerung voll erreicht hat?

Friedberger: Hier muß man differenzieren. Zum einen ist es heutzutage sehr schwierig, pauschal vom Land oder vom Dorf zu reden. Wir haben es ja inzwischen mit einem sehr heterogenen Siedlungsgebilde „Land“ zu tun. Das zeigt sich auch im Blick auf Distanzierungs- bzw. Säkularisierungsvorgänge. Es gibt Teile des ländlichen Raums, wo sich massive Veränderungen im kirchlich-religiösen Leben vollzogen haben. Anderswo muß man sozusagen mit der Lupe nach solchen Veränderungen suchen. Vor allem was die nach außen sichtbare Kirchlichkeit angeht, ist auf dem Land vielfach eine erhebliche Stabilität zu beobachten.

„Viel religiöse Substanz ist verlorengegangen“

HK: Aber die Gottesdienstbesucherzahlen gehen doch auch in den Dörfern zurück ...

Friedberger: Sie gehen zurück, aber nicht im gleichen Maße wie in den Städten. Wenn ich zum Beispiel die Stati-

stik für Nürnberg anschau, wo die Gottesdienstbesucherzahlen in den letzten sechs Jahren hart zurückgegangen sind, dann muß ich sagen, solche Einbrüche gibt es auf dem Land bisher kaum. Zumindest in der bäuerlichen Bevölkerung liegt der Anteil der Gottesdienstbesucher immer noch bei rund 70 Prozent, wobei es natürlich regionale Unterschiede gibt. Ich beziehe mich mit meinen Beobachtungen zunächst auf meinen Wirkungsbereich Niederbayern; schon in Franken dürften die Zahlen niedriger liegen.

HK: Steht dann der eigentliche Einbruch beim Gottesdienstbesuch und bei der religiösen Praxis nicht mit dem Generationswechsel bevor? Gehen Jugendliche und junge Erwachsene auf dem Dorf am Sonntag noch so selbstverständlich zur Kirche wie ihre Eltern oder Großeltern?

Friedberger: Soweit ich beobachten kann, ist zumindest bei der bäuerlichen Jugend die gottesdienstlich-sakramentale Praxis noch weitgehend intakt. Hier lassen sich kaum Unterschiede zwischen den Generationen feststellen.

HK: Auch wenn Jugendliche noch vielfach in das kirchliche Leben hineinwachsen: werden sie selber in der Lage sein, den Glauben und die kirchliche Praxis weiterzugeben?

Friedberger: Hier sehe ich das eigentliche Problem: Schon jetzt ist auf dem Land unter der Decke einer weiterbestehenden Kirchlichkeit die Gläubigkeit vielfach abgebröckelt, ist viel religiöse Substanz verlorengegangen. Deshalb habe ich im Blick auf die Weitergabe des Glaubens einige Bedenken.

„Die ländliche Bevölkerung hat inzwischen massiv aufgeholt“

HK: War denn der religiöse Untergrund auf dem Land früher überhaupt so fest und so tief, wie es die sichtbaren Ausdrucksformen vermuten ließen?

Friedberger: Natürlich war manches in der ländlichen Religiosität mehr Fassade, die dann entsprechend leicht zusammenbrechen konnte oder in nächster Zeit zusammenbrechen wird. Man sollte dem auch nicht nachtrauern. Dennoch war dieser Glaube nicht so oberflächlich wie manchmal angenommen wird, sondern enthielt wertvolle Elemente. Ich denke dabei einmal an die fast bedingungslose und selbstverständliche Anlehnung an den Glauben der Kirche im Sinne einer fides implicita. Zum anderen habe ich gerade in der eigenen bäuerlichen Verwandtschaft immer wieder beobachtet, daß der Glaube den Leuten geholfen hat, auch schwere Lebenskrisen aus einem wenig reflektierten, aber tiefen Vertrauen auf Gott zu meistern.

HK: Charakteristisch für das religiös-kirchliche Leben auf dem Land war vor allem auch ein vielfältiges Brauchtum, das sowohl das Leben in den Familien wie im Dorf prägte und stabilisierte. Ist davon noch sehr viel übriggeblieben?

Friedberger: Nach meinen Beobachtungen nicht nur in der eigenen Pfarrei, sondern auch in vielen anderen ist das religiöse Brauchtum auf den Dörfern nicht einfach gestorben oder verkümmert. Ich denke dabei vor allem an den Palmsonntag, an Ostern und an Pfingsten, an Maria Himmelfahrt, an Erntedank und an Allerheiligen. Auch in den Familien hat sich doch vieles erhalten. Dennoch sind beträchtliche Einbrüche nicht zu leugnen: Man muß ehrlicherweise zugeben, daß bei Teilen der ländlichen Bevölkerung inzwischen so gut wie keine Brauchtumssubstanz mehr anzutreffen ist.

HK: Oder das kirchliche Brauchtum ist zur Folklore geworden und wird vor allem als Teil des touristischen Angebots aufrechterhalten oder sogar wieder eigens zu diesem Zweck ins Leben gerufen ...

Friedberger: Es gibt teilweise so etwas wie eine Säkularisierung des Brauchtums: Man stellt sich zur Schau, man produziert Fronleichnamsprozessionen, Ritte, Segnungen usw. Das kann das Ende des authentischen kirchlichen Brauchtums bedeuten. Andererseits liegen in dieser Entwicklung aber auch Chancen: Das Brauchtum wird durch die touristische Aufmerksamkeit für die Bevölkerung selber wieder interessant. Man wird dazu angeregt, über Sinn und Zweck von Bräuchen genauer nachzudenken und sie dadurch auch mit innerem Gehalt zu füllen.

HK: Auch über die Sorge um das Brauchtum hinaus müßte es der Kirche im ländlichen Raum vor allem darum gehen, aus einer wenig reflektierten traditionsgebundenen Kirchlichkeit einen bewußt vollzogenen, lebendigen Glauben zu machen. Ist das nicht gerade wegen dieser Traditionsgebundenheit ein mühsames Unterfangen?

Friedberger: Man sollte sich hier vor einfachen Klischees hüten. Die ländliche Bevölkerung war früher stark geprägt durch ihre Abgeschlossenheit, durch die starke Führung von Schlüsselfiguren, von einer gewissen Naivität im guten Sinn. Das hat sich grundlegend geändert: Unsere ländliche Bevölkerung hat in bezug auf Reflexionsbereitschaft und -fähigkeit inzwischen massiv aufgeholt.

HK: Wie wirkt sich das auf das kirchlich-religiöse Leben aus?

Friedberger: Ich erlebe immer wieder, wie gut man auf dem Dorf Glaubensgespräche mit jungen Leuten führen kann, wie sehr der Glaube dabei reflektiert wird. Man darf nicht übersehen, daß sich das Bildungsniveau auf dem Land erheblich verändert hat. Die allermeisten jungen Leute, ob Bauern oder nicht, haben weiterführende Schulen besucht. Sie prägen in zunehmendem Maß auch das geistig-kulturelle Profil der Dörfer, etwa auch in den Vereinen.

HK: Ist der ländliche Raum trotz der Veränderungen im Bildungsniveau nicht doch durch administrative Maßnahmen wie die Gemeindereform in seiner kulturellen Identität stark in Mitleidenschaft gezogen worden?

Friedberger: Die Gemeindegebietsreform hat die ländlichen Strukturen und das Bewußtsein der Landbevölkerung stark betroffen und zum Teil beeinträchtigt. Es handelt sich vor allem um die dörfliche und gemeindliche Identität. Viele Menschen erlebten die Auflösung ihrer Gemeinden als Verlust an Selbständigkeit und politischer Zuständigkeit. Vieles, was bis dahin in der Verwaltung persönlich geprägt war, wurde sachlicher und bürgerfremder. Man hörte und hört heute noch oft Meinungen: Wir sind nichts mehr. Dieses Schrumpfungs- und Minderungserlebnis wurde erheblich verschärft durch andere Reformen wie die Schulreform, die Reform der Polizeiverwaltung.

HK: Man hat den Eindruck, die Kirche sei auf dem Land auch nicht klüger als der Staat: Vielfach dienen die kleinen Landpfarreien doch als Manövriermasse: sie werden als erste nicht mehr besetzt oder aber als erste zusammengelegt ...

Friedberger: Die Vernachlässigung der Seelsorge auf dem Land ist eine Tatsache. Man muß nur das Memorandum der Katholischen Landjugend von München lesen, in dem der zunehmende Mangel an Seelsorgern auf dem Land beklagt wird. Man hat manchmal das Gefühl, erst würden die Posten in der Stadt mit qualifizierten Leuten besetzt, und was übrigbleibt, wird dann für die Versorgung des ländlichen Raums eingesetzt.

„Für manche Pfarreien ist es keine Tragödie, wenn sie einmal priestertlos sind“

HK: Kommt nicht erschwerend hinzu, daß auch die neuen hauptamtlichen Mitarbeiter im pastoralen Dienst vorwiegend in großen Pfarreien oder aber auf Dekanats- bzw. Regionalebene eingesetzt werden?

Friedberger: Ich halte die von verschiedenen Diözesen eingeschlagene Strategie für falsch, qualifizierte kirchliche Mitarbeiter wie Pastoral- oder Gemeindeassistenten vom Land abzuziehen. Man holt diese Leute bevorzugt in die Städte, um nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, es bräuchte eigentlich keine Priester mehr, bzw. um aus ihnen keine Quasipriester zu machen. Ich halte diese Strategie für problematisch, weil man damit auf Möglichkeiten verzichtet, die gewachsenen kleinen Pfarreien als lebendige Gemeinden aufzubauen. Man kann gerade in Landpfarreien sehr viel an Gemeindebildung verwirklichen, wenn in der Pfarrei wenigstens einer da ist, der gleichsam die sammelnde Mitte des Lebens darstellt.

HK: Kann es der Weisheit letzter Schluß sein, die kleinen Pfarreien auf dem Land vor allem mit älteren Geistlichen zu besetzen, die oft schon aufgrund ihres Gesundheitszu-

standes kaum mehr in der Lage sind, solche Gemeindebildung voranzutreiben?

Friedberger: Es gibt Pfarreien, in denen die Leute aufgeatmet haben, als der alte Pfarrer wegging, trotz aller Hochschätzung, die sie für ihn empfanden. Es kann ja der Punkt kommen, wo ein Pfarrer manche Dinge eher blockiert, als daß er sie anregt. Insofern ist es nicht unbedingt eine Tragödie, wenn solche Pfarreien zunächst einmal priesterlos sind und mit der Tatsache konfrontiert werden, daß sie sich selber helfen müssen. Erstaunlicherweise blühen manche Pfarreien dann sogar auf, es regen sich die Kräfte und die Charismen.

HK: Kann und soll in solchen Fällen dann der Pfarrgemeinderat die Aufgabe übernehmen, die Pfarrei zusammenzuhalten und die verschiedenen Aktivitäten zu koordinieren oder braucht es in jedem Fall eine verantwortliche Bezugsperson?

Friedberger: Ein Pfarrgemeinderat ist zwar für die durchschnittliche Landpfarrei unentbehrlich, und man muß ihn verstärkt heranziehen, wenn der Pfarrer nicht mehr am Ort ist. Trotzdem braucht es für die Pfarrei eine Bezugsperson, die in einem guten Sinn die Autorität für das Ganze darstellt. Solche Bezugspersonen in priesterlosen Pfarreien können Pastoralassistenten oder Diakone sein, allerdings nur Diakone mit einer gediegenen fachlichen Ausbildung. Ich möchte auch die Möglichkeit nicht ganz ausschließen, daß eine Schlüsselfigur aus der Pfarrei selber, die hohes Ansehen genießt, als Bezugsperson fungiert. Das gibt es auch dann und wann. Dennoch sollte man im Normalfall besser auf hauptamtliche Kräfte setzen.

HK: Und wie gestaltet sich das gottesdienstliche Leben in den nicht mehr mit einem eigenen Priester besetzten Pfarreien?

Friedberger: Hier stehen wir vor einem dornigen Problem, nicht zuletzt auch bei uns in der Erzdiözese München und Freising. Es gibt immer mehr Pfarreien, in denen nicht mehr jeden Sonntag Eucharistie gefeiert wird. Meiner Meinung nach darf aber auf keinen Fall passieren, daß am Sonntagvormittag im Dorf die Kirchentüren zubleiben. Ein gemeinsamer Wortgottesdienst am Sonntagvormittag in der Kirche muß bleiben. Ich kenne natürlich den Streit unter Theologen und Liturgikern, ob man in einem solchen Gottesdienst die Kommunion austeilen soll oder nicht. Als Praktiker und Gemeindepfarrer würde ich sagen, wenn die Eucharistie für die Menschen so wichtig ist, soll man ihnen die Kommunion nicht vorenthalten.

HK: Demnach halten Sie nichts von der Lösung, daß die Leute in einer nicht mehr besetzten Pfarrei sich am Sonntag ins Auto setzen und zur Messe ins Nachbardorf fahren sollten?

Friedberger: Diese Praxis kann leicht zur Auflösung der Pfarrei führen. Denn die eigentliche Sammlung der Gemeinde findet im sonntäglichen Gottesdienst statt und

deshalb kann man nicht einfach überpfarreiliche Zentralkirchen einrichten. Wenn es diese Sammlung am Ort nur noch ausnahmsweise gibt, ruiniert das die Gemeinde. Im übrigen sollte man nicht so einfach von der Voraussetzung ausgehen, daß man alle ins Auto packen kann. Ich erlebe in sehr vielen Pfarreien, wie viele Leute winters und sommers mit dem Fahrrad zur Kirchen fahren müssen. Manche Strategen machen es sich da ein wenig zu leicht.

„Die kleinen Pfarreien sollen als lebendige Gemeinden erhalten bleiben“

HK: Wenn es in vielen kleinen Landpfarreien nichtpriesterliche Bezugspersonen gäbe, hätte das doch auf längere Sicht beträchtliche Konsequenzen für die Rolle des Priesters in der Seelsorge, gerade im ländlichen Raum, wo der Pfarrer bisher auch weit über das kirchliche Leben hinaus eine dominierende Stellung eingenommen hat. Ist man sich der Folgen dieses weitreichenden Strukturwandels überhaupt schon bewußt?

Friedberger: Man wird sie verstärkt zur Kenntnis nehmen müssen. Es könnte nämlich durchaus passieren, daß die hauptamtliche Bezugsperson im Dorf im Bewußtsein der Leute eines Tages die Notwendigkeit des Priesters verdrängt. Die Leute könnten sagen, was wollen wir denn noch mehr, wir sind mit unserem Pastoralassistenten oder Diakon zufrieden; es reicht uns, wenn wir mit ihm am Sonntag Wortgottesdienst feiern. Wenn der Priester nicht mehr Gemeindeleiter ist, sondern nur noch zu gelegentlichen Kasualien vorbeikommt, besteht die Gefahr, daß sein Profil blaß und farblos wird. Ich halte diese Distanzierung der dörflichen Bevölkerung vom Priester für sehr problematisch.

HK: Muß es in jedem Fall dazu kommen, oder gibt es inzwischen auch andere Erfahrungen?

Friedberger: Es hängt viel davon ab, wie sich die Kooperation zwischen dem zuständigen Priester, den Bezugspersonen und den Gemeinden gestaltet. Durch sie muß in der Praxis sichtbar werden, daß der Pfarrer der eigentliche Vorsteher auch der nicht mehr besetzten Gemeinde ist und nicht einer, der nur gelegentlich hinzukommt, weil er das machen muß, was etwa der Pastoralassistent nicht darf. Dumme Rivalitäten sind fehl am Platz; es braucht vielmehr eine kollegiale und kulante Zusammenarbeit zum Besten der jeweils betroffenen Pfarrei.

HK: Wird sich, wenn man verstärkt auf nichtpriesterliche Bezugspersonen zurückgreift, nicht gerade auf dem Land die Frage nach den „viri probati“ neu zu Wort melden?

Friedberger: Damit muß man mit Sicherheit rechnen. Wenn hauptamtliche Bezugspersonen relativ umfassend unter Ausschluß der Eucharistie und anderer Sakramente den Leitungsdienst in der Gemeinde ausüben, wird eines Tages ein Druck von den Gemeinden auf die Bischöfe entstehen. Sie werden kommen und fragen: Warum wird dieser Mann, dieser Diakon oder Pastoralassistent oder

Gemeindereferent nicht zum Priester geweiht? Ist die Tatsache, daß er verheiratet ist, wirklich ein so ernsthaftes Hindernis? Ist es nicht wichtiger, daß wir hier am Ort einen Priester haben, der uns nicht nur betreut, sondern mit uns das wichtigste tut: Eucharistie feiern? – Irgendwann wird diese Entwicklung sich zu Wort melden.

HK: Gibt es eigentlich in einzelnen Bistümern, gerade hier in Bayern, wo die Probleme der Landpastoral besonders drängend sind, entsprechende Leitlinien und Pläne für die zukünftige Gestaltung der Seelsorge oder wird mehr oder weniger geschickt improvisiert?

Friedberger: Es sind Ansätze für ein Konzept ländlicher Seelsorge vorhanden, die allerdings noch der Systematisierung und natürlich auch der Erprobung bedürfen. Zwar weiß man vielfach noch nicht so recht, wie es etwa mit der Jugendseelsorge auf dem Land weitergehen soll. Grundsätzlich gehen die Konzepte der Diözesanleitungen aber davon aus, daß die kleinen Pfarreien als lebendige Gemeinden erhalten bleiben sollen. Man ist sich im Kern darüber einig, daß nichts geschehen darf, was das eigenständige Leben auch der jetzt oder in Zukunft nicht mehr besetzten Pfarreien unmöglich macht. Ich darf als Beispiel das Bistum Passau anführen: Dort hat man die ganze Diözese bereits schon auf Pfarrverbände hin vorgeplant und jede Stellenveränderung wird bereits im Blick auf den Pfarrverbandsplan vorgenommen. Damit ist für die Zukunft wenigstens eine Grundversorgung sichergestellt. Gleichzeitig bereitet man jetzt schon die Pfarreien auf den Zeitpunkt vor, an dem sie keinen eigenen Pfarrer mehr haben werden.

„Eine Pfarrei im Dorf ist immer noch bis in die letzten Verästelungen präsent“

HK: Könnte es nicht sein, daß trotz solcher gutgemeinter Konzepte viel Substanz in den ländlichen Gemeinden verlorengeht? Und: Muß es sich nicht verhängnisvoll auswirken, daß der personelle Engpaß mit dem religiös-kirchlichen Traditionsabbruch auf dem Land zusammenfällt?

Friedberger: Ein solcher Substanzverlust ist durchaus möglich. Es kann sein, daß manche Leute sich angewöhnen, aus ihrer Pfarrei auszuwandern, daß sie einfach nicht mehr praktizieren oder daß sie zumindest das Bewußtsein entwickeln, so wichtig ist die Sache anscheinend doch nicht. Es bleibt nicht ohne Folgen, wenn die Kirche, die über Jahrhunderte hinweg die Verpflichtung zur sonntäglichen Eucharistiefeyer eingeschärft hat, jetzt erklärt, auch ein Wortgottesdienst genüge zur Erfüllung der Sonntagspflicht. Sie bringt sich dadurch selber ins Zwielficht. Dadurch wird ein Trend begünstigt, der sich auch bei den Gläubigen im ländlichen Raum beobachten läßt: Man macht in der religiösen Praxis und in der Orientierung an den kirchlichen Lebensregeln immer mehr Ausnahmen, man nimmt die Dinge nicht mehr so genau. Wenn die Kirche deshalb in der Pastoral in nächster Zeit zu viel versäumt, wird manches noch weiter abbröckeln.

HK: Damit dürfte sich aber auch auf dem Land stärker als bisher die Differenz zwischen der Kerngemeinde und den mehr oder weniger distanzierten kirchlichen Randsiedlern bemerkbar machen. Nur: kann man in ländlichen Pfarreien die Pastoral überhaupt nach dem Modell hier Kerngemeinde – dort Distanzierte ausrichten, ohne an den sozialen Gegebenheiten vorbeizuplanen?

Friedberger: Unter städtischen, zumal großstädtischen Verhältnissen ist die Unterscheidung einmal zwischen Gesamtgemeinde und Gottesdienstgemeinde und dann auch nochmals zwischen Gottesdienstgemeinde und eigentlich aktiver Kerngemeinde sinnvoll und notwendig. Auf dem Land verhält es sich doch weithin anders: Sie haben im Dorf vielleicht 1000 oder auch 2000 Menschen, die fast alle recht und schlecht mit ihrer Kirche leben. Es ist nicht so, daß die eine Hälfte überhaupt nicht mehr mit der Kirche lebt und die andere Hälfte besonders intensiv, sondern das Pendel schlägt beim einen stärker in diese, beim anderen in jene Richtung aus. Eine Pfarrei im Dorf ist ja immer noch viel mehr bis in die letzten Verästelungen hinein präsent als die Stadtpfarrei. Die Beziehung zur Kirche ist fast bei allen noch gegeben.

HK: Wenn ich Sie recht verstehe, kann auch in Zukunft die Pastoralstrategie auf dem Dorf nicht so aussehen, daß man auf die Sammlung der verschiedenen, bewußten Christen setzt und dabei im Interesse der Erneuerung von Kerngemeinde den Rest vernachlässigt?

Friedberger: Wir müssen in unseren Dorfpfarreien auch weiterhin ein möglichst umfassendes kirchliches Leben anbieten und aufbauen. Gottesdienst, religiöses Brauchtum und Feier des Kirchenjahres müssen sich als Einladung an alle richten. Wir können uns nicht gleichsam auf uns selber zurückkrümmen und ein paradigmatisches Eigenleben führen; damit würde man Distanzierungsvorgänge provozieren, die mehr schaden als nützen. Jeder vernünftige Dorfpfarrer wird versuchen, mit allen Mitgliedern seiner Pfarrei Kontakt zu halten, sie spüren zu lassen, daß sie dazugehören. Sonst könnte sich im Dorf ein Eigenleben der Kirche entwickeln, das problematisch wäre und nicht zu ihm passen würde.

HK: Aber kann die Seelsorge auf dem Land ganz auf differenzierte Angebote verzichten, zumindest als Ergänzung der volkskirchlichen Breitenorientierung?

Friedberger: Natürlich gibt es auch auf dem Dorf Gruppierungen, etwa Glaubensgesprächs- oder Familienkreise, bei denen andere das Gefühl haben, sie paßten nicht mehr so recht hinein. Sobald es intensiver zugeht, ziehen nur noch Teile der Pfarrei mit. So etwas geschieht aber nicht allzu häufig: In der Jugendseelsorge etwa formieren sich solche anspruchsvollen Gruppen eher überpfarrlich, während die Jugendpastoral in den Pfarreien eher um Offenheit für alle bemüht ist. Manchmal ist das Niveau dann allerdings auch nicht besonders hoch. Im ganzen gesehen entwickelt eine normale dörfliche Pfarrei eigentlich wenig Exklusives.

„Religiöses Leben auf dem Land ist gar nicht so oberflächlich“

HK: Das hieße dann, man könnte von der konkreten Situation der Landpfarreien her einige kritische Gegenakzente setzen im Blick auf manchmal überzogene Vorstellungen von Gemeinde und Gemeindebildungen, wie sie heute vielfach gehandelt werden. Solche Modelle machen ja oft einen ziemlich exklusiven Eindruck ...

Friedberger: Ich meine schon, daß wir Übertreibungen und Verstiegenheiten im neueren Gemeindedenken vom Land her in Frage stellen und damit als Korrektiv wirken können. Am ländlichen Raum könnte gezeigt werden, daß so etwas wie recht verstandene Volkskirchlichkeit weiterhin möglich ist. Wenn die Kirche in einer gewissen Selbstverständlichkeit mit allen Leuten lebt, braucht das nicht auf Kosten der Intensität und des Niveaus zu gehen. Religiöses Leben auf dem Land ist heute nicht so oberflächlich, wie sehr oft vermutet wird. Natürlich kann man sich damit nicht einfach zufriedengeben, sondern muß sich auch in der Landpastoral ständig um neue Impulse bemühen.

HK: Solche Impulse müßten vor allem aus der Jugend kommen. Wirkt sich die mancherorts konstatierte größere Offenheit für religiöse Erfahrungen und Vollzüge in Teilen der Jugend auch auf dem Land aus, und sind solche Aufbrüche für das kirchliche Leben auf dem Dorf überhaupt fruchtbar zu machen?

Friedberger: Teilweise fließt durch Jugendliche, die auswärts das Gymnasium besuchen, einiges an religiösen Impulsen in das dörfliche Pfarrleben zurück. Man wird allerdings kaum sagen können, daß die Pfarreien davon in der Breite geprägt werden. Eher finden sich junge Leute außerhalb der Pfarreien, denen sie sonst angehören, in Gruppen mit einer bestimmten Spiritualität zusammen. So etwas wird zwar von vielen Seelsorgern eher mißtrauisch betrachtet; für mich ist aber die Hauptsache, daß diese jungen Menschen sich überhaupt mit der Kirche identifizieren und sich in ihr integrieren. Es muß nicht unbedingt die eigene Pfarrei sein. Dennoch meine ich, daß auch unsere durchschnittlichen Dorfpfarreien durchaus geeignet sind, eine solide und intensive Kirchlichkeit in die Zukunft hinein zu erhalten und weiterzuentwickeln.

HK: Wie verhält sich diese Hoffnung zu der gut begründeten These, daß in Zukunft letztlich jeder Christ in der Diaspora leben wird und daß ihm kein Lebensmilieu diese Anstrengung abnehmen kann?

Friedberger: Beides braucht sich nicht unbedingt zu widersprechen. Auch der ländliche Raum läßt den jungen Menschen in seinem Glauben nicht unangefochten, sondern setzt ihn Bedrohungen aus, trotz mancher kirchlicher Selbstverständlichkeiten. Auch diejenigen, die regelmäßig den Gottesdienst mitfeiern oder bei Prozessionen mitgehen, leben mit einem angefochtenen Glauben. In diesem Sinn lebt man inzwischen natürlich auch in der katholischen Landpfarre wie in einer Diaspora, zumal wenn man den Einfluß der Medien berücksichtigt.

„Man sieht immer noch den Kirchturm“

HK: Ist nicht damit zu rechnen, daß in den nächsten Jahren die desintegrierenden Einflüsse auf das kirchlich-religiöse Leben im ländlichen Raum noch stärker werden?

Friedberger: Sie werden stärker; allerdings hoffe ich auch, daß es zu einer gewissen Immunisierung kommt. Es wird ja auf dem Land generell nicht mehr alles so ganz kritiklos übernommen und sich angeeignet. Dennoch brauchen gerade junge Menschen im ländlichen Raum Hilfen und Ermutigungen durch Gruppen und Gemeinschaften. Sie müssen dazu befähigt werden, über ihren Glauben Rechenschaft ablegen zu können. Wenn wir uns hier nicht anstrengen, dann können wir bald zusperrern.

HK: Harvey Cox hat seinem Buch über die Säkularisierung nicht umsonst den Titel „Stadt ohne Gott“ gegeben. Sind wir auf dem Weg zu einem „Land ohne Gott“, auch wenn dort die Kirchtürme noch unübersehbar sind?

Friedberger: Daß man auf dem Land immer den Kirchturm sieht, das Läuten hört, dem Pfarrer begegnet, Katholiken trifft, das sind nicht nur Äußerlichkeiten, sondern Anzeichen und Hilfe für eine gewisse Plausibilität des Glaubens trotz aller Anfechtungen. Die große Chance ländlicher Kirchlichkeit liegt gerade darin, den Menschen immer wieder zurückholen zu können, ihn auf diese Plausibilität anzusprechen und an sie zurückzubinden, damit seine Unsicherheit nicht zum Dauerzustand wird.

Was hält die junge Generation von der Ehe?

Aufschlußreiche Ergebnisse einer Emnid-Untersuchung

Die praktische Familienpolitik bemüht sich, den Wandlungen in den Auffassungen zur Ehe und Familie auf der Spur zu bleiben. Hinweise auf Einstellungsänderungen werden – vielfältig diskutiert und zu familienpolitischen Perspektiven in Beziehung gesetzt, sofern es überhaupt zu dem Entwurf solcher Perspektiven zukunftsbezogen-

ner, generationensolidarischer Familienpolitik kommt. Weniger zahlreich sind freilich konkrete Datengrundlagen, die hier Einblicke in sich abzeichnende Veränderungen und damit in Herausforderungen an eine Familienpolitik, die sich als strukturgestaltende Gesellschaftspolitik versteht, vermitteln können.